Cyrano de Bergerac.

Roman von Jules Lermina.

(11. Fortsetzung.)

„Ich hatte mich nicht getäuscht, Sie sind allein," rief der Fremde.

„Wie Sie sehen, mein werther Nachbar."

„Der Schließer wird nicht vor der Mittagsstunde zurückkehren, wir haben also Zeit."

Mit diesen Worten steckte Nummer sieben einen Arm durch die Oeffnung, dann eine Schulter, und endlich konnte er mit Cyranos Hilfe vollständig in dessen Zelle treten. Seine erste Sorge war, nach dem Tische zu laufen, ihn nach dem Fenster zu tragen, schnell hinaufzuklettern und durch die Eisenstäbe zu blicken; dann stieg er hinunter und sagte:

„Entschuldigen Sie, doch ich mußte meinen Zweifel aufhellen; dieses Fenster führt auf den äußeren Graben hinaus."

„Gedenken Sie auf diesem Wege hinauszukommen?" fragte Cyrano.

„Ein anderes Mittel giebt es ja nicht!"

„Aber Sie werden sich dabei die Knochen zerbrechen."

„Ich bin im Begriff, mir einen Strick zu verfertigen, denn ich muß um jeden Preis hinauskommen!"

„Haben Sie keine Hoffnung, eines Tages freigelassen zu werden?"

„Oh, ich habe keine Zeit zu warten."

„Ihre Verwandten werden jedenfalls Schritte thun . . ."

„Ja, um mich noch fester einzusperren; und doch hat die Stunde der Rache seit langer Zeit geschlagen."

„Sie sind ganz in meinem Falle; doch wofür wollen Sie sich rächen?"

„Für ein infames Verbrechen. Ich will mich an dem rächen, der es begangen hat und, oh, der, die das Opfer geworden ist."

„Daß Sie sich an dem rächen wollen, der es begangen hat, begreife ich," sagte Cyrano, „doch das Opfer . . .?"

„Sagen Sie das freiwillige Opfer, denn um ein Leben zu retten, um mir die Freiheit wiederzugeben, hat sie ihre Ehre geopfert."

„Das ist entsetzlich," erwiderte Cyrano, „und ich begreife, daß Sie die Beleidigung mit dem Blute eines solchen Elenden abwaschen wollen."

„Ich würde sie alle beide tödten," rief Nummer sieben, wie ein Besessener hin- und herrennend.

„Indessen," fuhr der Gascogner fort, „hat diese Unglückliche doch zweifellos nur im Uebermaß der Liebe, um Sie zu retten . . ."

„Nein," unterbrach der Gefangene, „denn die Elende ist meine eigene Schwester."

„Und Sie sind Ihrer Sache ganz gewiß?"

„Ganz gewiß, denn ich habe von Musketieren, die mich nicht so nahe glaubten, gehört, daß Diane de Luce dem Marquis von Cinq-Mars ihre Gunst geschenkt hat, um meine Begnadigung zu erlangen."

Als der Gascogner diese beiden Namen hörte, war er jäh zusammengezuckt, während Raoul von Luce, — denn Nummer sieben war der Bruder Dianes — in heftigem Tone fortfuhr:

„Sie begreifen, daß ich vor Rache brenne, und mein einziges Bestreben ist, die Elende zu tödten."

Als Cyrano das Mädchen, dem er in seinem Herzen einen Altar errichtet, in dieser Weise beschimpfen hörte, rief er leidenschaftlich:

„Ich aber sage Ihnen, daß Sie in eine Falle gerathen sind, und daß Fräulein von Luce noch immer Ihrer Liebe würdig ist."

„Woher wissen Sie das? Sie kennen sie also?"

„Das ist meine Sache; doch ich bin dessen, was ich sage, gewiß."

Raoul zuckte die Achseln und entgegnete:

„Ich weiß nicht, aus welchem Grunde Sie diese Unglückliche vertheidigen . . ."

„Erfahren Sie, mein junger Herr," erwiderte Cyrano, sich aufrichtend, „daß die Gründe, die mich leiten, stets ehrenhafte sind, und beleidigen Sie Ihre Schwester nicht in meinem Beisein."

„Erfahren Sie Ihrerseits," rief Raoul roth vor Zorn, „daß ich Niemanden gestatte, sich in meine Familienangelegenheiten zu mischen."

„Oho", entgegnete Cyrano erregt werdend, „wenn ich mein Schwert hier hätte . . ."

„Ein Duell? Nun, ich habe, was wir brauchen."

Mit diesen Worten zog er einen Dolch aus der Brust und warf ihn auf den Tisch.

„Was soll ich damit anfangen? ja, wenn es noch zweie wären . . ."

„Nicht nöthig", fuhr Raoul fort und zog aus seiner Tasche zwei Würfel und einen Becher. „Wir werden darum spielen, wer von uns beiden seinen Gegner erdolchen soll."

„Ach, Sie sind toll", versetzte Cyrano, der wieder ruhig geworden war.

„Du weigerst dich, Feigling?"

„Nein", rief Cyrano und ergriff den Becher.

„Also vorwärts!"

Schnell schüttelte der Gascogner die Würfel und warf sie auf den Tisch.

„Neun", sagte er; „jetzt sind Sie an der Reihe!"

Raoul bemächtigte sich des Bechers, schüttelte die Würfel, warf sie hin und erklärte dann mit düsterer Miene:

„Acht!"

„Sie haben verloren!"

„Nun gut", versetzte der junge Mann; „ich werde bezahlen. Es ist besser, zu sterben, als entehrt zu leben."

Dann riß er mit heftiger Bewegung sein Wamms auf und sagte in wildem Tone:

„Stoßen Sie zu!"

„Nein", antwortete Cyrano, die Arme kreuzend.

„Keine falsche Großmuth", entgegnete Raoul, „Sie haben gewonnen, also müssen Sie mich tödten, sonst entehren Sie mich!"

„Aber das ist ja Wahnsinn", rief Cyrano.

„Keineswegs, es ist Logik, also stoßen Sie zu, oder ich erfeige Sie!"

Eine Flamme zuckte in den Augen des Gascogners auf, und er ergriff den Dolch; doch anstatt auf Raoul zuzutreten, warf er ihn mit rascher Bewegung nach dem Fenster; die Waffe aber prallte ab und fiel in die Zelle zurück.

„Elender", rief Raoul, ihn aufhebend, „so sollst du selbst . . ."

In demselben Augenblick öffnete sich die Thür, und die beiden Gefangenen sahen den Gouverneur in Begleitung einiger Wachen eintreten.

„Im Namen des Königs", begann er, hielt aber bestürzt inne, als er die beiden Gefangenen zusammen sah.

„Bemächtigen Sie sich des Gefangenen Nummer sieben, und entwaffnen Sie ihn. Ich bedaure das Ihretwegen", fuhr er, sich zu Raoul wendend, fort, „doch Sie zwingen mich zu den strengsten Maßregeln, die ihr doppelter Fluchtversuch übrigens zur Genüge rechtfertigt."

„Was Sie anbetrifft", sagte der Gouverneur, sich höflich vor Cyrano verneigend, „so sind Sie frei!"

„Frei!" rief der Gascogner.

„Ja, mein Herr", erwiderte der Gouverneur, ein Papier entfaltend. „Ich habe soeben von Seiner Majestät dem König den Befehl erhalten, Sie sofort mit aller Ihnen schuldigen Rücksicht nach Saint-Germain zurückgeleiten zu lassen, und zwar setzt der Befehl hinzu, daß Sie sich im Augenblick nach Saint-Germain begeben müssen."

Cyrano jubelte; er war also frei; doch plötzlich heftete sich sein Blick auf den Bruder Dianes; ein unendliches Mitleid erfaßte ihn mit dem Opfer der Hofintriguen; er dachte einen Augenblick nach, setzte sich dann mit ernster Miene auf den einzigen Stuhl der Zelle und sagte, die Arme kreuzend:

„Ich werde nicht gehen!"

Der Gouverneur sah ihn erstaunt an und sagte:

„Aber haben Sie denn nicht gehört, daß es sich um einen Befehl des Königs handelt?"

„Ja; doch ich bleibe; wenn nicht . ."

„Sie stellen eine Bedingung?"

„Ja, ich wünsche, daß dieser Edelmann," erwiderte der Gascogner, auf Raoul zeigend, „mit mir gleichzeitig freigelassen wird."

„Aber das ist ja unmöglich!"

„Weshalb?"

„Er ist ein Staatsgefangener, und es geht um meinen Kopf."

„Ebenso, wenn Sie dem Könige ungehorsam sind."

„Nein; denn ich würde Sie im Nothfall mit Gewalt hinausbringen lassen."

„Sie vergessen, daß der Befehl des Königs Sie ersucht, mich mit der größten Rücksicht zu behandeln."

„Nun, mein werther Herr," versetzte der Gouverneur in flehendem Tone, „bestehen Sie nicht darauf!"

„Doch," entgegnete der Gascogner, den Kopf schüttelnd, „ohne den Herrn rühre ich mich nicht von hier fort."

„Bedenken Sie doch," versetzte der unglückliche Beamte mit Thränen in der Stimme, „daß ich bei Androhung strengster Strafe den Befehl habe, Sie mit der größten Rücksicht nach Saint-Germain geleiten zu lassen."

„Ja, Sie verweigern mir doch aber das, um was ich Sie bitte. . ."

„Sie sollen vor zwei Uhr in Saint-Germain sein, und es ist jetzt fast Mittag!"

„Oh, mit guten Pferden erreiche ich es schon!"

„Sie überlegen nicht," fuhr der Gouverneur fort, „daß der Edelmann, dessen Freiheit Sie fordern, meiner Obhut, meiner Verantwortlichkeit anvertraut ist."

„Ich entbinde Sie von derselben."

„Aber Sie haben dazu kein Recht."

„Das nehme ich mir," fuhr Cyrano fort, „doch genug des Geredes; ich habe Ihnen meine Bedingung gestellt: entweder ich gehe mit dem Herrn, oder ich bleibe in der Bastille, und wenn Sie versuchen, mich hinausbringen zu lassen, so schlage ich dem ersten, der mir zu nahe kommt, die Knochen ein."

„Ein entsetzlicher Mensch!" murmelte der Gouverneur und fuhr dann fort: „Nun, ich muß schon thun, was Sie wollen; doch ich setze mich einer großen Gefahr aus."

„Endlich!"

„Doch Sie geben mir Ihr Ehrenwort, für mich zu sprechen?"

„Gewiß!"

„Und Sie werden sich sofort nach Saint-Germain begeben?"

„Das versteht sich," erklärte der Gascogner und sagte dann, sich zu dem Bruder Dianes wendend:

„Gehen Sie, Herr von Luce, Sie sind frei!"

Die beiden Wachen, die Raoul hielten, ließen ihn auf ein Zeichen des Gouverneurs los; mit einem Satz war er an der Thür, dann wandte er sich zu Cyrano um und sagte:

„Ich nehme die Freiheit an, die Sie mir geben, weil ich nicht anders kann, doch wir werden uns wiedersehen, mein Herr."

„Das hoffe ich!"

„Und zwar früher, als Sie denken."

„Wann es Ihnen beliebt!"

Dann wandte sich Cyrano zu dem Gouverneur und fügte hinzu:

„Haben Sie die Güte, die nöthigen Befehle zu geben, damit sich alle Thüren vor dem Herrn öffnen."

„Ich wollte es eben thun!"

In der That begleitete der Kerkermeister Raoul, der ohne diese Vorsicht an der nächsten Thür verhaftet worden wäre. Man hörte, wie sie sich öffneten und schlossen, und als Cyrano die Gewißheit erlangt hatte, daß sein Gefährte das Freie erreicht, sagte er zu dem Gouverneur, der unruhig auf seine Uhr blickte, sich mit der größten Höflichkeit vor ihm verneigend:

„Jetzt, mein Herr, stehe ich ganz zu Ihrer Verfügung!"

„In diesem Falle haben Sie die Güte, mir zu folgen, Herr Cyrano, die Pferde stehen vor der Thür der Bastille, und ich bitte, schonen Sie sie nicht."

„In einer Stunde werde ich in Saint-Germain sein."

Der Gouverneur begleitete seinen Gefangenen bis zur äußersten Thür, wo zwei Couriere in der königlichen Livree auf ihn warteten; der eine hielt ein gesatteltes Pferd am Zügel, mit einem Satz schwang sich Cyrano auf dasselbe, und im Galopp sprengten die drei Reiter von dannen.

Was war nun in Saint-Germain vorgegangen, daß Cyrano, der am vorigen Tage auf Veranlassung von Cinq-Mars in die Bastille eingesperrt worden, am nächsten in Freiheit gesetzt und seine Anwesenheit im Schloß so gebieterisch gefordert wurde? Das müssen wir dem Leser erklären; doch zu dem Zweck wollen wir ihn in die Intriguen einweihen, welche am Hofe Ludwigs des Dreizehnten gesponnen wurden, und in deren Mittelpunkt eine Zeitlang die Favoritin des Königs, Fräulein von La Fayette stand, eine Nichte der Mutter des Pater Joseph und infolge dessen eine Cousine des Mönches. Diese Dame war scharfsichtig und geistvoll genug, um jedem Zwiespalt mit dem Cardinal Richelieu aus dem Wege zu gehen, aber trotzdem ließ ihr dieser eines Tages durch die graue Eminenz den Rath ertheilen, sie möchte ins Kloster gehen. Sie gehorchte und trat bei den Schwestern von Saint-Marie in der Nähe von Porte-Saint-Antoine ein. Um den König abzulenken, hielt es der Premierminister für gerathen, dem Herrscher einen Günstling zu geben, der vollständig von ihm abhing. Er warf seine Augen auf Henri d'Effiat, Marquis von Cinq-Mars, den Großstallmeister Frankreichs, der alle erforderlichen Eigenschaften, besaß, und dem es bald gelungen war, sich die Gunst Ludwigs des Dreizehnten zu erwerben. Inzwischen hatte er es verstanden, sich die Liebe der Prinzessin Maria Gonzaga zu erringen und ging mit dem festen Entschlusse um, sie zu heirathen. Er theilte seine Absicht dem Cardinal mit; doch dieser trat dem Plane schroff entgegen und beeilte sich, auf den Rath des Paters Joseph, die Prinzessin Maria mit dem König von Polen zu vermählen, der um ihre Hand anhielt.

Jetzt sah Cinq-Mars, den der König nicht mehr zu entbehren vermochte, daß er nur ein Werkzeug in den Händen des Cardinals war und beschloß, selbst seine Flügel zu entfalten. Er begann den Cardinal zu hassen und suchte sich vor allem der ihm lästigen Vormundschaft zu entziehen, und deshalb lieh er den Vorschlägen des Grafen von Soissons ein geneigtes Ohr, der ihm die Hand seiner Nichte, Fräulein von Longueville, anbot, wenn er sich mit ihm in eine Verschwörung gegen den Cardinal einlassen wollte. Doch der Tod des Grafen von Soissons, der kurz nach der Schlacht von Sedan eintrat, vereitelte diesen Plan; trotzdem aber trat die Liga gegen Richelieu unter der Führerschaft des Herzogs von Bouillon immer enger zusammen, und auch Cinq-Mars trat dem Bunde durch Vermittelung seines Busenfreundes, des jungen Jacques de Thou bei. Der Premierminister wurde von diesen Intriguen durch seine Spione, vor allem aber durch Marion Delorme, welche mit Cinq-Mars Beziehungen unterhielt, genau unterrichtet, und von diesem Augenblick an wurde der Cardinal, der sich bedroht fühlte, der grimmigste Feind des Günstlings. Er ließ ihm nachspionieren und erfuhr auf diese Weise, daß Cinq-Mars mit den geheimen Gesandten des Königs von Spanien in Verbindung stand.

Eines Morgens, als der Cardinal in die Gemächer des Königs trat, fand er den Großstallmeister in vertraulicher Unterredung mit dem Herrscher. Bei seinem Anblick stockte die Unterhaltung, und der Premierminister erkannte, daß von ihm die Rede gewesen war.

„Eure Majestät," sagte er sich verneigend, „ist vielleicht nicht in der Stimmung, ernsthafte Geschäfte zu behandeln."

„Im Gegentheil," erwiderte der König, „wir sprachen eben mit dem Herrn Großstallmeister von wichtigen Dingen."

„Vielleicht von dem Fluge eines Falken," versetzte der Cardinal mit spöttischem Lächeln.

„Der Scharfsinn Euer Eminenz ist diesmal auf dem Irrwege," erklärte der Großstallmeister; „ernste Gedanken beschäftigen den König, und der Zustand Europas war der Gegenstand unserer Unterhaltung."

„Der Herr Großstallmeister, der ja in allen Dingen bewandert ist, unterhielt seine Majestät vielleicht von den Intriguen, welche der spanische Hof in Paris angezettelt hat."

Cinq-Mars erröthete leicht, und der Tiger, welcher zufrieden war, seinen Gegner verletzt zu haben, zog seine Krallen ein.

„Ich wußte nicht," fuhr er fort, „daß der Marquis von Cinq-Mars sich so lebhaft für Politik interessirt; doch ich freue mich darüber."

„Allerdings," versetzte der König lebhaft, „Henri urtheilt sehr richtig."

„Oh, Sire," versetzte der Günstling, sich verneigend.

„Doch, doch," fuhr Ludwig der Dreizehnte fort, „mein Freund." — so bezeichnete er Cinq-Mars — „hat mir ganz treffliche Dinge gesagt."

„Das kann ich mir denken," erwiderte der Cardinal mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit.

„Und deshalb," fuhr der König fort, „habe ich auch einen wichtigen Entschluß gefaßt."

Ludwig der Dreizehnte hatte das letzte Wort betont, um den Minister fühlen zu lassen, daß es sich um einen festen Entschluß handelte.

„Er kann nur weise sein," sagte Richelieu ehrfurchtsvoll.

„Sie sollen selbst urtheilen, denn wir haben beschlossen, den Großstallmeister im Staatsrath Sitz und Stimme einnehmen zu lassen."

„Die Jugend des Herrn von Cinq-Mars wird dort einen glücklichen Contrast zu unseren grauen Köpfen bilden," erwiderte der Cardinal in kühlem Tone.

„Das dachte ich mir auch," fuhr der König fort, „es lebt in diesen jungen Köpfen ein Eifer, eine Schnelligkeit der Auffassung . . . ."

„Welche den durch Erfahrung gewitzigten Politikern fehlen," fügte Richelieu bitter hinzu.

„Nein, das behaupte ich nicht," entgegnete der König, „doch ich hoffe, daß er die Weisheit und Erfahrung unserer Rathgeber in glücklicher Weise unterstützen wird." „Darum," fuhr Ludwig der Dreizehnte seinen Günstling auf die Schulter klopfend, fort, „geh' mein Kind, und lasse mich mit dem Herrn Cardinal arbeiten, der mir gewiß noch viele Mittheilungen zu machen hat."

Cinq-Mars verneigte sich und verließ das Gemach, nachdem er dem Cardinal vorher einen triumphirenden Blick zugeworfen.

Als Richelieu mit dem Könige allein war, sagte dieser in fast unruhigem Tone zu seinem Minister:

„Sie billigen meinen Entschluß, Herr Cardinal?"

„Gewiß, Sire; der Herr Großstallmeister ist ein intelligenter junger Mann, den man noch und nach in die Staatsgeheimnisse wird einweihen können. Denn so groß auch das Vertrauen des Königs zu Herrn von Cinq-Mars sein mag, so weiß Eure Majestät besser als ich, daß es unklug wäre, ihm von Anfang an gewisse Staatsgeheimnisse mitzutheilen."

„Henri ist sicher," warf der König ein.

„Ich rede auch nicht von seiner Treue!"

„Sprechen Sie deutlicher!"

„Mein Gott, Sire, der Herr Großstallmeister liebt das Vergnügen; das ist in seinem Alter ganz natürlich."

„Sie spielen auf diese Marion an?" sagte der König ärgerlich.

„Nicht allein von ihr spreche ich, auch von denen, die bei ihr verkehren. Die Spione Seiner katholischen Majestät nehmen alle möglichen Verkleidungen an."

„Man behauptet sogar, mein Bruder, der König von Spanien, habe Emissäre in Unterröcken."

„Das ist sehr leicht möglich," versetzte der Cardinal.

„Ja, ja," fuhr der König nachdenklich fort, „ich habe diese Gunst ein wenig voreilig bewilligt; trotzdem habe ich Vertrauen zu Cinq-Mars; er ist zu sehr mein Freund, um mich zu verrathen, und deshalb wünschte ich, daß er in die Staatsgeheimnisse eingeweiht würde. Haben Sie mir sonst noch etwas heut vorzulegen?"

„Oh, nur einige Unterschriften, Sire."

Sie sprechen ja gar nicht mehr von dem Cardinalstitel für den Pater Joseph? Weshalb?"

„Weil dieser getreue Diener Eurer Majestät nicht lange genug leben wird, um ihn zu tragen; denn seit dem Schlaganfall, den er im letzten Mai in Compiegne erlitten hat, geht es mit der Gesundheit des Pater Joseph bergab, doch sein Geist ist noch derselbe geblieben. Noch immer wacht er mit derselben Sorgfalt über das Getriebe Ihrer Feinde, und sogar in diesem Augenblick sucht er die Fäden eines Complotts in seiner Hand zu vereinigen, bei dem gewisse hochstehende Persönlichkeiten betheiligt sind."

„Vor allen keine Ueberstürzung," empfahl Ludwig der Dreizehnte, „der ehrwürdige Pater sieht in seinem Eifer überall Spione."

„Wahrhaftig, Sire, es ist besser, welche zu sehen, wo es keine giebt, als keine zu sehen, wo sich solche befinden."

„Schon gut, Herr Cardinal; ich habe Vertrauen zu Ihrer Klugheit."

Mit diesen Worten erhob sich der König mit gelangweilter Miene, und der Cardinal, welcher erkannte, daß die Audienz lange genug gedauert hatte, verabschiedete sich und kehrte in sein Cabinet zurück, wo er sofort den Pater Joseph rufen ließ. Einige Augenblicke später wurde die Portiere aufgehoben, und die graue Eminenz erschien.

„Mein Freund," sagte der Cardinal mit leiser Stimme, „der Großstallmeister macht Carriere, und wir müssen ihn um jeden Preis in seinem Laufe aufhalten."

„Herr von Cinq-Mars conspirirt," versetzte der Capuziner in düsterem Tone.

„Haben Sie die Beweise dafür?"

„Ja, einer meiner Spione hat ihn in Gesellschaft von Fontrailles und einer spanischen Dame mit mehreren ihrer Landsleute gesehen. Das Stelldichein fand in einem Gasthofe von Bourg-la-Reine statt. Man hatte sich eingeschlossen, um in aller Gemüthsruhe zu complottiren, und der Wirth hatte den Befehl, Niemandem zu öffnen."

„Bah," versetzte der Cardinal verächtlich, „das Zeugniß eines gewöhnlichen Spions hat wenig Gewicht gegen eine solche Persönlichkeit."

„Möglich, doch wenn dieses Zeugniß von dem Wort eines Edelmannes bekräftigt wird?"

„Wer ist dieser Edelmann?"

„Cyrano de Bergerac, der ihn nicht vergessen haben kann, denn er hat mit unserm Manne das Schwert gekreuzt und ihm seinen Degen sogar aus der Hand geschlagen."

„Immer dieser Gascogner," murmelte Richelieu nachdenklich.

„Ja," fuhr der Capuziner fort, „ein tapferer Kämpe, und es ist besser, ihn für sich als gegen sich zu haben.

„Ich werde daran denken; doch wo ist er?"

„In der Bastille, wohin ihn Herr von Cinq-Mars gestern Abend auf Grund eines vom Könige unterzeichneten Haftbefehls hat bringen lassen."

„Vom Könige unterzeichnet? es wird schwer sein, ihn frei zu machen."

„Man muß das Eisen schmieden, solange es noch warm ist."

„Sie haben recht; ich werde wieder zum Könige gehen, und obwohl er heut Morgen nicht gut gelaunt zu sein scheint, will ich doch versuchen, Cyranos Begnadigung durchzusetzen."

Der Pater Joseph verbeugte sich schweigend und kehrte in sein Cabinet zurück, während der Cardinal die Empfangsäle durchschritt und sich den königlichen Gemächern zuwandte. Ludwig der Dreizehnte war überrascht, seinen Minister schon wieder eintreten zu sehen, entfernte mit einer Handbewegung einige Höflinge und sagte, als sie allein waren:

„Welch ernster Gegenstand führt Sie wieder zu uns, Herr Cardinal, handelt es sich um eine Rebellion?"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Weltsprache.

Im November 1899, im Juli 1900 und Ende Dezember 1900 oder im Januar 1901 wird ein Band eines Wörterbuches erscheinen, dessen Inhalt für die ganze Welt bestimmt ist. Der Worte, die dieses Buch enthält, kann sich ein Jeder bedienen; freilich unter gewissen Umständen nicht überall. Unter denselben Umständen aber muß ein Jeder dort, wo diese Sprache erlaubt ist, sie auch anwenden. Mit dem Volapük hat diese Weltsprache gemein, daß auch sie ein Kunstprodukt ist. Sie unterscheidet sich aber wesentlich vom Volapük, weil bei ihr nur die Worte feststehen. Welcher Sinn oder welche Bedeutung den Worten beizulegen ist, das ist völlig in das Belieben aller Derjenigen gestellt, welche in dieser Sprache sich verständigen wollen. Das Wörterbuch, von dem die Rede ist, stellt das neue Wörterverzeichniß für Telegramme in verabredeter Sprache dar.

Der internationalen Vereinigung der Telegraphenverwaltungen gehören außer China und einigen kleinen wilden Ländchen alle Staaten der Erde an. Eine Anzahl dieser Staaten, unter ihnen namentlich die Türkei, läßt aus leicht erklärlichen Gründen auf ihrem Gebiete Telegramme in irgend einer geheimen oder verabredeten Sprache überhaupt nicht zu. In den übrigen Staaten aber, welche derartige Telegramme zulassen, bestehen gegenwärtig folgende Vereinbarungen:

Die Telegramme dürfen chiffrirt, also in Zahlen abgefaßt sein. Besondere Bestimmungen hinsichtlich der Anordnung der Zahlen sind nicht getroffen. Fünf Zahlen, früher im internationalen Verkehr nur drei, werden als ein Wort berechnet. Im Uebrigen mag der Telegrammabsender in Zahlen schwelgen, so viel er will. Dagegen ist es im Allgemeinen nicht gestattet, diese beliebigen Zahlen durch beliebige Buchstaben zu ersetzen. Die in Telegrammen gebrauchten Buchstabenverbindungen müssen richtige oder richtig gebildete, nicht willkürlich geschaffene Worte darstellen, und diese Worte müssen entweder der lateinischen Sprache oder einer lebenden Sprache angehören, die entweder ein Glied des germanischen oder ein Glied des romanischen Sprachstammes ist. Zum Beispiel: Ein deutscher Händler kauft in America Weizen. Er telegraphirt nach Chicago: Kaufe zehntausend Centner Weizen. Diesen Satz drückt er durch das Wort „amo" aus, das, wie bekannt, ein lateinisches ist. Dann sagt er: lieferbar ultimo dieses Monats. Diesen Satz drückt er durch das deutsche Wort „Birne" aus. Selbstverständlich müssen diese Ausdrücke und ihre Bedeutung vorher zwischen Telegrammabsender und Telegrammempfänger vereinbart sein. Aus diesem Grunde heißt eine derartige Geheimsprache bei den Telegraphenverwaltungen amtlich eine „verabredete Sprache".

Da im internationalen Verkehr ein Wort bis zu zehn Buchstaben haben darf, um als einfaches Wort bezahlt zu werden, so könnte Jemand, um bei dem angeführten Beispiel zu bleiben, auf den Gedanken kommen, die zwei Worte „amo" (drei Buchstaben) und „Birne" (fünf Buchstaben) als ein Wort zu schreiben, um auf diese Weise die Gebühren für ein Wort zu sparen. Der Verwirklichung dieses Gedankens steht jedoch die vorhin angeführte Bestimmung entgegen. „Amobirne" ist ein willkürlich geschaffenes Wort und deshalb im telegraphischen Verkehr nicht zulässig. Aber wie keine Regel ohne Ausnahme, so auch diese nicht. Auch andere, nicht richtige Worte darstellende Buchstabenverbindungen sind zulässig, sofern diese Verbindungen als Handelsmarken auftreten oder den lediglich aus Konsonanten zusammengesetzten Zeichen des internationalen Handelskodex — es sind das die Zeichen, durch die sich Schiffe verständlich machen — angehören. Diese durch Signale übermittelten Zeichen werden im telegraphischen Verkehr angewendet, zum Beispiel, wenn ein Schiff vom Meere aus bei einer Telegraphenanstalt ein Telegramm aufgeben oder wenn eine Telegraphenanstalt ein Telegramm einem auf dem Meere liegenden Schiffe den Inhalt eines Telegramms kundgeben will. Für diese Fälle ist natürlich auch das Telegramm selbst in den nur aus Konsonanten bestehenden Buchstabenverbindungen des Handelskodex gehalten. Die Handelsmarken und die Zeichen des Handelskodex sind jedoch Ausnahmen, die für das Folgende nicht in Betracht kommen.

Um Denen, die in verabredeter Sprache telegraphiren, den Gebrauch angemessener und entsprechender Worte zu erleichtern, ist eine Menge Wörterbücher oder Codes im Verkehr. Bei den Amerikanern ist ein solches Werk, der „Baltimore Export-Cabel-Code", sehr beliebt. Zu diesen Wörterbüchern, die durchweg private Unternehmungen sind, hat sich ein in 1894 erschienenes „Amtliches Wörterbuch für die Abfassung der Telegramme in verabredeter Sprache" gesellt, das den Beschlüssen der Internationalen Telegraphenkonferenz zu Paris gemäß von dem Internationalen Bureau der Telegraphenverwaltungen zu Bern bearbeitet ist. Dieses „Amtliche Wörterbuch" enthält 218,280 Worte. Jedes Wort zählt mindestens fünf und höchstens zehn Buchstaben und ist durch eine Zahl bezeichnet, so daß man statt verabredeter Worte auch verabredete Chiffren setzen kann. Dieses „Amtliche Wörterbuch" ist gegenwärtig aber nur aushilfsweise im Gebrauch. Die Telegramme in verabredeter Sprache dürfen ihre Worte sowohl diesem Wörterbuche als auch irgend einem anderen für diesen Zweck vorhandenen Wörterbuche entnehmen, sofern die Worte nur der vorhin erwähnten Vorschrift entsprechen. Diese Freiheit in der Benutzung verabredeter Worte hat jedoch Unzuträglichkeiten im Gefolge. Andererseits sind gegen das jetzt vorhandene „Amtliche Wörterbuch" aus Handelskreisen verschiedene und zumeist berechtigte Ausstellungen laut geworden. Das „Amtliche Wörterbuch" enthält beispielsweise auch Worte, die doppeldeutig wirken können; das aber ist für ein Telegramm in verabredeter Sprache die schwerste Gefahr.

Mit Rücksicht darauf hat die letzte internationale Telegraphenkonferenz beschlossen, ein gegen das bisherige wesentlich vermehrtes und verbessertes amtliches Wörterverzeichniß zum Gebrauch bei Abfassung von Telegrammen in verabredeter Sprache aufzustellen. Das Verzeichniß soll die Abfassung solcher Telegramme vereinfachen und erleichtern und soll auch größere Sicherheit bei der telegraphischen Uebermittelung herbeiführen. Von einem Zeitpunkt ab, der wahrscheinlich durch die nächste, 1901 in London stattfindende Telegraphenkonferenz festgesetzt werden wird, dürfen nur noch Wörter, welche dem gegenwärtig in der Ausarbeitung begriffenen amtlichen Wörterverzeichniß entnommen sind, zur Abfassung von Telegrammen in verabredeter Sprache verwendet werden. Alle anderen Wörter, mögen sie den bis dahin benutzten Privatwörterbüchern oder dem bisherigen amtlichen Wörterverzeichnisse entnommen werden, sind dann für Telegramme unzulässig. Das neue Wörterbuch wird fast dreimal so umfangreich als das jetzige „Amtliche Wörterbuch" sein. Das letztere enthält, wie schon angegeben, 218,280 Worte. Das neue dagegen wird mindestens 600,000 Worte aufweisen. Kann sich irgend eine andere Sprache an Wortreichthum mit der „Weltsprache" messen?

Jedes Wort in dem Verzeichnisse hat höchstens zehn und mindestens fünf Buchstaben. Die Grenze nach Oben ist dazu da, um die Gebührenrechnung zu vereinfachen und die durch Doppelworte entstehenden Mehrkosten zu vermeiden. Die Grenze nach Unten hinwieder bezweckt, Verwechslungen mit den Zeichen des Handelskodex auszuschließen, für welche die Berechnung derart erfolgt, daß bereits vier Buchstaben als ein Wort angesehen werden. Eine Fülle von Wissen, Scharfsinn und Fleiß steckt schon in dem jetzigen Verzeichnisse. In dem neuen Verzeichnisse aber wird dieser Aufwand glänzender Eigenschaften noch erheblich überboten sein.

Jede Kunstepoche hat ihre Avant- und ihre Arrieregarde; die erstere bilden die Vorläufer, die letztere die Nachahmer.